

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Inzwischen sah Piet bereits in dem hübschen Erkerzimmer, das ihm als Wohnraum zugebach und mit Hilfe Hollwed'scher Bestände recht behaglich eingerichtet war. Er blickte zufrieden um sich. Es war alles ganz anders hier als in einem Grand-Hotel, und das schien ihm vorerst die Hauptsache zu sein. Diese vermaledeiten Halunken! Ihr einziges Vorhaben war, einen unglücklichen, reichen, alten Mann auszubeuten, und wenn man sich dem widersetzte, schrien sie Zeter und Mordio, wie jüngst der Zimmerkellner, dem er nur ein wenig seine Nilpferdpeitsche gezeigt hatte. Piet wurde jetzt noch dunkelrot in der Erinnerung an den Heidenkrach. Dabei hatte der Kerl es ganz bestimmt auf seine Diamanten abgesehen — na, die kriegte er nun nicht. Die hatte er durch schleunige Abreise gerettet, und hier im Seehaus waren sie sicher. Er sah sich wohlwollend um. Gutrune hatte ihm einen großen Wiesenblumenstrauß auf den Tisch gestellt und ihn freundlich angelächelt. So was gefiel ihm. Und dem schrecklichen Knaben, den sie Frieder riefen, hatte Frau Hollwed gottlob den Eintritt in seine Zimmer strengstens verboten. Allerdings nicht nur aus Rücksicht für den zahlenden Gast, sondern weil sie ein gewisses Mißbehagen in der Erinnerung an den Beseitigungsvorschlag nicht los wurde.

Bald kam der Wagen mit dem aufgesehenen Gepäc — gottlob, es war alles da — und Gina dirigierte den willigen Chocolat gleich nach oben, teils daß er die Habe seines Herrn ordentlich auspacke, teils damit Zenzi und Fannerl in ihrem Küchenbetrieb nicht etwa durch seinen aufregenden Anblick gestört und irre gemacht würden. Sie bekamen ihn immer noch früh genug zu sehen. Sie selbst begann die sonntägliche Tafel zu decken, mit der sie Ehre einlegen wollte, und nach vielem Hin- und Herrennen und Türenzuschlagen war es endlich so weit, daß Frieder mit einer Kuchlade das Haus durch-eilen und die Genossen zum Mahle zusammenrufen konnte.

Herrn van Dongern wurde der Ehrenplatz neben der Hausfrau angewiesen, das bescheidene Fräulein Feldmeier verkroch sich ganz von selbst ans untere Ende des langen Tisches neben den stirnrunzelnden Frieder. Der blaue See schimmerte herauf, Wasserschwalben schossen an den Fenstern vorüber, auf der blendend sauberen Tafel standen große Blumenschalen — sehr zufrieden überblickte Gina das Ganze. War das nun nicht wunderhübsch?

Etwas ängstlich schielend erschien Fannerl mit der großen Suppenschüssel. Gutrune legte vor. Gina wandte sich mit einer kleinen Entschuldigungsrede an ihren Nachbarn: „Was Ihre Diät betrifft, Herr van Dongern: heute waren wir ja auf Ihre Anwesenheit noch nicht vorbereitet, es ist darum nicht ganz das, was Sie wünschen. Aber Dr. Mohr wird Ihnen das bestätigen — neuerdings hat man entdeckt, daß gerade das Sauerkraut...“

Piet riß ängstlich die Augen auf.

„Daß Sauerkraut so besonders nahrhaft und bekömmlich ist. Es sind, glaub ich, die Vitamine schuld, nicht wahr, Dr. Mohr?“ wandte sie sich aufmunternd an ihren Nachbarn zur Linken.

Diesem hatte sie bereits eingeschärft, daß er sie unterstützen müsse. „Dem guten van Dongern fehlt gar nichts, er ist nur gewöhnt, sich nachzugeben. Ich werde ihn schon dazu bringen, daß er ißt, was auf den Tisch kommt. Aber Sie müssen mir dabei helfen. Er hält Sie für einen Arzt, er wird Ihnen alles glauben.“ Widerspruch war vergeblich, das wußte Mohr als alter Freund. Er fügte sich und gab die gewünschte Auskunft: „Natürlich — Sauerkraut. Haben Sie beobachtet, wie gesund die Leute hier aussehen? Nun, die essen nie ein anderes Gemüse. Besonders schätzen sie dazu recht fettes, geräuchertes Schweinefleisch — ja, so wie dieses!“ Ermunternd wies er auf die Schüssel, die Fannerl eben präsentierte. Auch Gina nickte, und van Dongern griff gehorham und herzlich zu.

Frieder folgte mit seinen träumerischen Engelsaugen aufmerksam allen Vorgängen, während er große Bissen in den weit aufgesperrten Mund schob. An Fräulein Feldmeiers geräuschloser, aber emsiger Tätigkeit blieben sie haften. „Wenn Sie immer soviel Sauerkraut essen, warum bekommen Sie dann keine dideren Backen?“ fragte er mit lauter Stimme. Sie wurde jedoch einer Antwort überhoben durch das Erscheinen des waderen Krähubers, der einen Besuch meldete. Herr Graswandl, der Landgendarm, hatte nämlich die Spur eines viel zu schnell fahrenden Kraftwagens bis ins Seehaus verfolgt, wünschte nun seine Pflicht zu tun und begrüßte zu diesem Zweck die Versammelten mit der Treuerichtigkeit eines alten Hausfreundes. Es blieb van Dongern nichts übrig, als sich dem Manne des Geheges zu erkennen zu geben, nachdem er zuerst in hellen Zorn über diese Einmischung in seine Privatangelegenheiten geraten war. Er schimpfte weiblich über die Polizei, die er für eine ganz überflüssige Einrichtung erklärte, aber mit Hilfe Dr. Mohrs wurde auch dieser Streitfall beigelegt, wobei sich Herr Graswandl um sehr vieles gemüthlicher und umgänglicher erwies als vorher die Moserin. Chocolat wurde herbeigerufen, hörte grinsend die Verwarnung an, die ihm erteilt wurde, und blieb dann mit verschränkten Armen hinter dem Stuhl seines Herrn stehen.

Krähuber erlaubte sich die Bemerkung, Herr Rante habe dem Kommissär Graswandl allemal ein Glas Bier angeboten, mit Rücksicht auf den weiten und heißen Weg. Auf die Frage, ob dieser denn so oft im Seehaus zu tun gehabt hätte, erwiderte er nur mit einem verschmigten Augenzwinkern, das wisse er nicht so genau.

Gina nickte ihm anerkennend zu, als er sich mit Herrn Graswandl zurückzog. „Das gefällt mir von ihm“, erklärte sie. „Er hält zu seinem Herrn. Wie wohl das tut, diese echte Vasallentreue. Und es gibt solch angenehmes Gefühl der Geborgenheit; es schafft eine Atmosphäre des Vertrauens, nicht wahr?“

„Ganz gewiß, gnädige Frau“, pflichtete das bescheidene Fräulein Feldmeier bereitwillig bei, nachdem sie mit erstaunlicher Fügigkeit eine letzte Ladung Kraut und Speck verschlungen hatte.

„Es ist überhaupt so wichtig“, fuhr Gina fort, „wen man im Hause um sich hat. Darin habe ich wirklich Glück. Meine langjährige Dienerin findet sich sehr gut in die neue Umgebung; das Fannerl habe ich nun allerdings erst in dieser Woche angelernet und bitte daher um Nachsicht, aber ich finde, sie macht ihre Sache doch schon recht nett.“

In diesem Augenblick erschien die also Berufene, den Blick kreuzweis auf eine Platte mit kunstreich angerichteter Sahnenspeise gelenkt, und näherte sich dem Tisch. Dabei hob sie die Augen, erblickte den unbeweglich hinter seinem Herrn stehenden Chocolat — und schon war es um ihre Fassung geschehen. Ein Schrei — ein Krach — die auf dem Fußboden zerstreuten Trümmer ihrer Last kümmerten sie nicht mehr, denn schon war sie auf wilder Flucht vor der „schwarzen Gefahr“, was immer sie sich auch unter dieser vorstellen mochte.

Frieder machte sich den unerhörten Glücksfall zunutze und tafelte auf der Erde weiter.

Die Reihe schöner Tage hatte die Hitze gesteigert. Da und dort ballten sich Wolken, die vorerst noch von einem rechtzeitig aufspringenden Wind zerstreut wurden. Aber dann lag wieder alles still da. Der Seespiegel glättete sich, und von den Wiesen stieg der Duft wie Opferrauch zum Himmel.

Im Seehaus war alles so weit in Gang gebracht. Die beiden Gäste hatten sich eingewöhnt; bei Herrn von Dongern wenigstens war dies offenkundig der Fall. Wenn er nicht gerade in seinem spiegelblanken Angetüm von Wagen die Gegend unsicher machte, pflegte er zu meist an irgendeinem schönen, schattigen Fleck ein Lager zu beziehen. Hatte er sich's mit Liegestuhl, Decken und Kissen bequem gemacht und seiner Gewohnheit gemäß in handlicher Nähe seine geliebte Nilpferdpeitsche, einen Revolver und andere Waffen aufgebaut, so sandte er den getreuen Chocolat nach irgendeinem Getränk in die Küche, wo dessen Erscheinen nunmehr statt Sarcaden freudiges Interesse hervorrief, und begann mit stolzen Worten allerlei kühne Pläne von Jagd- und Fischzügen zu entwerfen, die nie zur Ausführung kamen. Fräulein Feldmeier huschte ab und zu wie eine bescheidene graue Maus, äußerte keine Wünsche und ließ dadurch ebenfalls vermuten, daß sie zufrieden war. Frau Hollwed hatte somit für den Augenblick nichts Besonderes zu tun, doch stand eine Veränderung in Aussicht durch die bevorstehende Ankunft der Frau Ministerialdirektor, die sich nun endgültig angesagt hatte, nicht ohne durch einen letzten Depeschenwechsel über die im Seehaus gebräuchliche Abendkleidung dem Bichelberger Hilfspostboten nochmals zu einigen Extratrinkgeldern verholten zu haben.

Martin hatte einen erneuten Versuch gemacht, seine Arbeit aufzunehmen; aber die Gattin trat ihm in den Weg, als er eben sein Malgerät an Ort und Stelle schaffen wollte. „Hast du es sehr eilig?“ fragte sie liebevoll. „Es ist nur, weil ich dich um einen kleinen Gefallen bitten möchte. Du weißt doch, daß Piet (so nannte man ihn bereits vertraulich) heute mit Krähuber fischen wollte?“

„Wollte er? Jetzt jedenfalls hat er sich im Liegestuhl aufgebaut und trinkt Whisky mit Soda.“

„Das ist es eben. Er hatte plötzlich keine Lust mehr, auf den See zu fahren. Zwingen kann man ihn nicht gut dazu — vorerst. Aber ich habe doch zum Abend mit einem Fisch gerechnet. Da wollte ich dich bitten . . . Malen kannst du ja noch oft genug, und es wird dir sicher gut tun . . . außerdem liegt mir wegen des neuen Gastes viel daran. Vielleicht erwägt der Ministerialdirektor gerade jetzt deine Ernennung zum Professor . . .“

„Und darum soll ich ausgerechnet fischen statt malen. Nun, meinetswegen!“ Geizig trug Martin sein Handwerkszeug ins Haus und bestieg den „Zeppelin“, der be-

reits mit dem Nötigen ausgerüstet war, da er von den drei Booten am leuchtlichsten und daher für eine größere Expedition am geeignetsten schien. Krähuber sah bereits auf der Ruderbank und versprach in seinem gewohnten Optimismus reiche Beute.

Inzwischen prüfte Frau Gina noch einmal alle im Hause getroffenen Vorkehrungen. War es die aufziehende Gewitterneigung oder der anspruchsvolle und für die Zukunft so ausschlaggebende Gast, der zu erwarten stand? Sie fühlte sich nervös beunruhigt und versuchte zum zehnten Male die Möbel des bereitgehaltenen Zimmers anders zu stellen, obwohl dies nunmehr einen durchaus freundlichen Eindruck machte. Das großzügig zur Ausschmückung des ganzen Hauses verwendete Hollwed'sche Privateigentum hatte dem etwas vernachlässigten Mobiliar des Herrn Nante wirksam unter die Arme gegriffen. Abgesehen davon, daß natürlich jeder moderne Komfort fehlte — aber das machte eben den besonderen Reiz aus, fand Gina —, konnten sich die Gästezimmer jetzt wirklich sehen lassen.

Der Abend nahte. „Ich glaube, es wird Zeit, Mutter“, meldete Gutrune. Sie trug einen dicken Brief in der Hand, den sie dem „Benzinseppel“ — so hieß der etwas horstige Führer des Postkraftwagens — zur rascheren Beförderung anvertrauen wollte. Ihre Mutter schüttelte den Kopf. Hätte das nicht Zeit bis morgen gehabt? Um so mehr als Kurt doch erst am Abend vorher mit Mohr abgereist war. Dies ewige Briesschreiben war ihrem raschen Temperament unerschändlich; sie hätte einfach gedrahtet — fertig! Man hielt sie gelegentlich für die Schwester ihrer Tochter, aber war es nicht, als sei Gutrune und nicht sie die Ältere? Immerhin, wenn sie so an ihre eigene Jugend zurückdachte, es war wohl bequemer, Gutrune als Tochter zu haben!

Jetzt warf sie, neben ihr stehend, einen Blick in den Spiegel. Natürlich — wie eine Zigeunerin sah sie wieder aus. Der erste Eindruck auf den Gast wenigstens sollte ein durchaus günstiger sein; ein Glück, daß sie nicht wieder wie neulich überrascht werden konnte. „Geh nur voraus, Kind, ich mache mich noch etwas zurecht“, sagte sie und eilte, ihrer Person durch entsprechende Kleidung mehr Würde zu verleihen.

Das war, wie alles, was Frau Hollwed anpackte, bald geschehen. Aber immerhin tutete das schwere braune Postgefährt bereits daher, als sie in größter Eile den Wiesenpfad einschlug. Sie kam eben recht, um zu sehen, wie der Benzinseppel unter fernigen, aber unwirklichen Worten, von einer umfangreichen Kofferserie auf dem Verdeck seines Wagens ein Stück nach dem andern auf die Straße schmiß, ohne auf die Ermahnungen der Besitzerin weiter zu hören, dann finsternen Blicks den Führersitz wieder bestieg und vor der Abfahrt für Sekundenfrist freundlichere Regungen sichtbar werden ließ, als Gutrune an ihn herantrat, um errötend ihren Brief zu übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Tannuslandchaft im Sommer.

Auf und ab,
In leichtem, anmutigem Schwingen,
Steigen und fallen,
Wie weitgepanntes Klingeln,
Die Linien der Hügel und Berge,
Graußilbern begrenzt gegen den Horizont.

Reisend raunen und singen
Zwischen ihnen der Felder Wellen und Bogen,
Früchtebehangene Bäume,
Und Wälder
Reihen den hochgewölbten Bogen
Von den freien Höhen hinab zum Rhein.

Unter ihm stürzen,
Und murmeln, und springen,
Durch Wiese und Forst,
Über Fels und Gestein
Lustige Bäche, durch heimliche Täler,
Von den Quellen im Tannus hinab zum Rhein.

J. D. Ungerer.

Der Tiger ist los!

Skizze von Hans von Wildorf, Dresden.

Ereignis in Anwinkel. Die Menagerie von Luigi Carbonadi hat ihr Zelt auf der Gemeinbewiese aufgeschlagen. Direktor Carbonadi ist selbst im goldbetreuten Schnürrod von Haus zu Haus gegangen und hat für den Abend zur Gala- und Festvorstellung eingeladen.

Der Direktor hofft auf einen großen Erfolg. Seine Menagerie umfaßt zwar im wesentlichen nur zwei halbblinde Affen, einen altersschwachen Fudel und drei Papageien, die aussehen, wie abgelegte Putzarnituren, aber er weiß, daß der Geschmack der Einwohner des einsamen Bergdorfes nicht verwöhnt ist. Und dann hat er ja noch seine Hauptnummer, sein Brunkstüd. Zu, der ausgewachsene, bengalische Königstiger, mit dem er die erstaunlichsten Dressirkunststücke vorführt. Kunststücke, die selbst eines großstädtischen Zirkus würdig wären. Zu zieht; Zu hat ihm noch immer ein volles Haus und volle Kassen gebracht.

Und wirklich kann am Abend im Zelt der bewusste Apfel nicht mehr zur Erde fallen. Jeder Winkel ist besetzt; nur die vorderste Bank ist noch freigeblieben für den Herrn Gemeindevorsteher und Familie. Der wird erst erscheinen, wenn die Anfangsnummern schon vorbei sind. Das ist er seiner Würde schuldig.

Die Spannung der Zuschauer steigert sich von Minute zu Minute, aber die Vorstellung beginnt immer noch nicht. Langsam macht sich Unruhe im Publikum bemerkbar; einzelne Burtschen trampeln und pfeifen.

Da hört man plötzlich draußen großen Lärm. Einer reißt die Zeltwand auseinander, ganz bleich ist er im Gesicht, und schreit: „Der Tiger ist los!! Rettet Euch, der Tiger ist los!!!“

Es folgt eine unbeschreibliche Panik. Alle Bänke werden umgestoßen, das Licht erlischt, in wilder Hast drängt alles nach dem Ausgang. Binnen wenigen Sekunden ist die Wiese wie reingefegt. Ein Glück, daß keiner zertreten wird.

Direktor Carbonadi aber macht sich, begleitet vom schwerbewaffneten Ortspolizisten auf den Weg, um seinen Tiger zu suchen.

Der Großbauer und Gemeindevorsteher Gschwandner ist gerade im Begriffe, sei Haus zu verlassen und mit seiner Familie zur Vorstellung zu gehen. Da hört er von ferne den Lärm, und schon stürzen die ersten Flüchtigen schreiend an seinem Hause vorbei: „Der Tiger ist los!! Der Tiger ist los!!!“

Der Gemeindevorsteher überlegt, welche amtlichen Schritte bei der gegebenen Sachlage zunächst zu tun sind, als er ein merkwürdiges Geräusch am Fenster hört. Er dreht sich um, und das Entsetzen lähmt ihn die Glieder. Vor dem Fenster erkennt er die Umrisse des Tigers, der, zum Sprunge geduckt, wild mit dem Schweif die Erde peitscht. Jetzt läßt er sein dumpfes Brüllen hören.

Gschwandner jagt aus dem Zimmer, schlägt die Tür zu, rafft draußen seine Familie an sich und verbarrikadiert sich mit ihr im Oberstock in der Schlafstube. Er hört unten noch die Fenster-scheibe splintern, dann ist es unheimlich still.

Der Gemeindevorsteher muß sich erst einige Minuten erholen, ehe er die Kraft findet, oben ein Fenster zu öffnen und mörderisch um Hilfe zu rufen. Doch niemand erscheint, denn alle haben sich in ihren Häusern eingeschlossen. Es vergeht eine halbe Stunde, bis zufällig Direktor Carbonadi vorbeikommt, der immer noch mit dem Ortspolizisten auf der Suche ist.

Unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln macht man die Wohnzimmertür auf. Der Polizist hat die Waffe entschärft. Aber die Stube ist leer. Nichts deutet auf den unerwarteten Besuch, als die zerfallene Fensterscheibe. Doch das könnte auch der Wind gewesen sein.

So kommt es, daß man dem Großbauern und Gemeindevorsteher das Abenteuer gar nicht glaubt und ihn obendrein noch auslacht.

Den Tiger Zu finden sie friedlich in seinem Käfig liegen, als sie wieder zum Zelt kommen; er ist von allein zurückgekehrt. Die Menagerie Luigi Carbonadi zieht noch am selben Abend, nachdem der Direktor schweren Herzens das Eintrittsgeld zurückerstattet und für den ausgestandenen Schreck hundert Mark in die Armentasse gestiftet hat, weiter, der nahen Grenze zu.

Gschwandner bemerkt erst am nächsten Tag den Verlust der zweitausend Mark, die er — wer traut heute noch den Banken — in ein altes Tuch eingnäht in der Ofendöhre versteckt hatte.

Er hat sie nie wiederbekommen. Der Tiger hat sie dem Direktor getreulich abgeliefert, nach Abzug der ausgemachten zwanzig Prozent.

„Aber ein neues Fell muß ich jetzt mal wieder haben, Vater“, sagt er, „bei der rechten Borderpranke guckt mir schon der Hemdsärmel durch!“

Schrecken auf der Preußenmauer.

Von Dr. Volkmar Fro.

Der alte Helgoländer Fischer Warkedt erhält seit Jahren jeden Sommer mit der Post ein großes Paket Tabak, dem stets etliche Markscheine beiliegen und er schreibt dann prompt mit einer riesigen, ungelentzen Hand eine Donkerte an den Kaufmann Fritz Garden, der damals acht Jahre alt war, als er für sein neues Taschenmesser fast das Leben einbüßte.

Da hatten sich Fritz und sein Freund Herbert von ihren Vätern die Erlaubnis erbettelt, mit den Fischern bei Ebbe nach den „Hummergründen“ zu gehen und zogen an einem bräunend heißen Vormittag mit dem alten Kärten und seinen Söhnen über die Preußenmauer hinaus. Diese sechs Meter hohe Mauer ragt auf der Südwestseite der Insel weit ins Meer und schützt Helgoland gegen die Westorkane, die von dort kommen. Die endlosen Tangwiesen aus dem Meer auftauchen und kann dann über die Sandbänke hinauswandern, muß aber vor der Flut wieder rechtzeitig zurück, da sechs Stunden nach der Ebbe das Wasser wieder meterhoch steigt.

Der alte Kärten mahnte nun schon auf der Preußenmauer zur Eile, denn es war längst Ebbe eingetreten, außerdem stand Weststurm in Aussicht und überdies wurde an diesem Tag der Mond voll, worauf die Fischer sehr achten. Denn der Vollmond läßt das Wasser bei Ebbe am weitesten zurückweichen, treibt es aber mit der Flut umso schneller wieder zurück.

Die Fischer und die beiden Jungen kletterten also am Ende der Mauer über die schmale Eisenleiter und stapften durch den Schlamm hinaus. In den Wassertümpeln wimmelte es von kleinen Fischen, Krebsen, Seeesternen und Seeigeln, die großen Taschentreibe machten Jagd auf Schnecken und Fische und Fritz schrie auch bald auf, als ihm ein großer Krebs unter dem Gelächter der Fischer die Hand blutig zwickte.

Die Wollenmauer im Westen war inzwischen schon drohend hoch gerückt, als man bei den Hummergründen ankam. Hier fallen die Klippen bis zu dreißig Meter Tiefe in das Meer ab und zwischen den Felspalten werden die weiten Korbreusen verstreut, in welchen tote Fische als Köder dienen.

Diesmal war nun der Hummerfang keine leichte Sache, denn der Sturm kam immer mächtiger auf, die Brandung erschwerte die Arbeit und der alte Kärten ließ bald die Boote, die von der Nordspitze herübergekommen waren, zur Rückfahrt klar machen, während sein jüngerer Sohn Karl mit Fritz und Herbert zur Preußenmauer zurückwanderte.

Sie kamen rechtzeitig vor der Flut zurück, Karl lief sofort weg, um bei der Ankunft der Boote dabei zu sein, die beiden Jungen musterten ihre Beute an Seeesternen und Muscheln und jetzt stellte Fritz plötzlich mit kläglichem Miene fest, daß er draußen bei der Stelle, wo ihn der Krebs zwickte, sein neues Taschenmesser liegen ließ.

Ohne sich zu besinnen, kletterte Fritz trotz der Warnungen Herberts sofort wieder die Eisentritte hinunter und rannte längs der Fußspuren, die noch deutlich sichtbar waren, hinaus.

Der Fischer Warkedt, der gleich darauf auf der Mauer daherkam, brüllte ihm mit vorgehaltenen Händen nach, aber Fritz hörte nicht auf sein Geschrei und hörte auch nicht die Anstöße seines Vaters, der die beiden Jungen schon überall gesucht hatte und jetzt zu seinem Schrecken von Herbert erfuhr, daß Fritz trotz der auffommenden Flut noch einmal hinaus wollte, um sein Messer zu holen.

Der Fischer zuckte auf die atemlosen Fragen des wachsblassen Herrn Garden, der nicht schwimmen konnte, nur die Schulter und wies mit seiner Pfeife auf die weißen Schaumköpfe hinaus, die sich schon über den Hummerklippen brachen. Er meinte, daß es eine kleine Springflut geben werde, in die der tolle Junge stracks hineinlaufe!

Fritz kam jetzt sichtlich nur mehr mühsam vorwärts, das Wasser umspülte bereits seine Füße, er schien endlich die Gefahr zu begreifen, machte plötzlich kehrt und nun begann sein Bettlauf mit dem nassen Tod:

Schritt für Schritt, Welle für Welle stieg rings um ihn die Flut!

Herr Garden bat den Fischer flehentlich, doch ein Boot zu holen, aber der erfahrene Seebar meinte, daß hier kein Mensch mit einem Boot helfen könne. Bis die Flut so weit stieg, daß man von der Rettungsstation mit einem Boot herüber komme, sei es längst zu spät.

Draußen stapfte Fritz, dem das Wasser schon bis zu den Knien reichte, noch immer tapfer weiter, er verschwand mitunter bis zur Brust in einem Tümpel, arbeitete sich aber wieder heraus und wandte nur manchmal gegen das wütende Brausen bei den Klippen den Kopf zurück, das jeden Schrei der entsetzten Zuschauer auf der Mauer verschlang. Sie winkten und schrien, denn es ging jetzt nicht mehr um die wenigen hundert Meter, sondern einzig darum, ob der Junge die Richtung gegen das Ende der Mauer einhielt, bevor ihn die Flut so weit abtrieb, daß er nicht mehr zur Eisenleiter kam!

...auf die Eisenleiter hinauf, wartete, so weit es ging, hinaus und brüllte, bis Fritz ihn hörte und die falsche Richtung änderte. Dann schwammen beide dicht nebeneinander herüber und als sie endlich erschöpft die Eisenleiter hinaufstiegen, schäumte schon rings über die Längswiesen die Brandung des Weststurmes. — Sein Taschenuhr hat aber Fritz trotz einer tüchtigen Tracht Pöbel zwei Tage später gleich nach Einsetzen der Ebbe doch geholt!

Am Telephon.

Von Piesbet Dill.

Es klingelt gegen zehn Uhr vormittags. Das neue Hausmädchen trotzet die Hände am Küchenhandtuch und geht ans Telephon.

Eine fremde Männerstimme fragt nach dem Hausherrn.

„Der Herr ist verreist“, sagt das neue Hausmädchen.

„Und die gnädige Frau, ist die vielleicht zu sprechen?“

„Nein, die gnädige Frau ist auch verreist.“

„Ach, wie schade“, bedauert die ferne Stimme. „Ich hätte sie gern auf der Durchreise besucht. Ich bin ein Verwandter aus Köln — ich fahre an die Ostsee. Wo ist denn mein Vetter hin?“

„Der ist in Swinemünde.“

„Und wie lange bleiben die Herrschaften?“ fragte der Unbekannte.

„Ungefähr drei Wochen.“

„Im — na ja, dann muß ich auf der Rückreise hier Station machen, ich möchte meinen Vetter doch gern sprechen. Also in drei Wochen, sagen Sie? Ist das auch sicher?“

„Ganz sicher“, beteuert das Mädchen.

„Und die Kinder sind natürlich auch mit fort?“

„Ja, alles ist fort“, sagt das Mädchen.

„Und Sie sind ganz allein in der Wohnung?“

„Nein, ich mache morgen früh auch fort, nach Hause.“

„Na, dann viel Vergnügen, und wenn Sie meinem Vetter schreiben, sagen Sie nichts davon, daß ich gefragt habe. Ich möchte ihn nämlich in Swinemünde überraschen. Wie heißt denn das Hotel, wo er wohnt?“

„Er wohnt in der Pension Erika.“

„Pension Erika? In der Strandstraße?“

„Jawohl, in der Strandstraße. Genügt das? Die Nummer weiß ich nicht.“

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein.“ Und der unbekannte Vetter hängt ab.

Am nächsten Morgen verläßt das Hausmädchen mit seinem Handkoffer die Wohnung, übergibt die Schlüssel der Portiersfrau, die verspricht, jeden zweiten Tag nach den Blumen auf dem Balkon zu sehen und öfters die Fenster zu öffnen, wegen der Motten. Und vergnügt fährt das Mädchen in sein Dorf in der Mark, während der Hausherr und die Kinder in der Ostsee schwimmen.

Einige Tage später wird abends, während man in Pension Erika beim Abendessen sitzt, ein Ferngespräch aus Berlin gemeldet für den Hausherrn. Es ist die Hausmannsrau, die anruft. Es ist in der Wohnung eingebrochen worden; sie hat es erst heute gemerkt, als sie heraustrat wegen der Blumen. Alle Schränke sind erbrochen, das ganze Silber ist gestohlen. Und niemand hat etwas gehört; die Mieter über der Wohnung sind auch verreist, und der erste Stod steht leer. Sie selbst hat niemand gehört oder gesehen, obwohl sie seit drei Tagen keinen Augenblick das Haus verlassen hat und die Schlüssel eingeschlossen bei ihr liegen. Die Diebe müssen mit Dietrichen hereingekommen sein, die Glasscheibe im Flur ist eingedrückt.

„Und wo ist denn das Mädchen?“ fragt der Hausherr verstört.

Das Mädchen ist ja am anderen Tage mit ihrem Koffer nach Hause in die Mark gefahren. Auf dieses neue Mädchen fällt natürlich der erste Verdacht. Man kennt sie noch nicht genau. Sie hat einen vertrauenswürdigen, braven Eindruck gemacht! Aber wer steckt hinter all den Menschen, die in einer großen Stadt unser Haus betreten? Wer weiß, ob dieses ehrliche Gesicht nur die Maske war für verbrecherische Neigungen? Wer kennt ihre Familie, wer weiß, wo sie hergekommen ist, was sie für Brüder, für Freunde hat? —

Die Sommerfrische wird jäh abgebrochen, man reißt heim, man findet die Wohnung im Durcheinander. Die Diebe haben alles durchwühlt und haben ganze Arbeit gemacht. Alles, was Wert hatte, ist verschwunden.

Die Hausfrau weint. Ihr Schmutz ist fort, das ganze schöne Silber — die Kinder werden nichts mehr erben davon. Das Mädchen kommt, herbeigeholt, verstört an. Es

...der Wohnung gewesen, solange es dauerte dort. Die so — bis auf dieses Telephongespräch, das ihr plötzlich einfiel. Der fremde Herr, der Vetter aus Köln, der nach dem Herrn fragte.

„Ein Vetter aus Köln?“ sagt der Hausherr. „Ich habe keine Verwandten in Köln. Wer kann denn das gewesen sein? Was sagte er?“

Und er erzählt das Gespräch an jenem Morgen, das ein Unbekannter mit dem neuen Mädchen führte, der sich erkundigte, ob der Herr zu Hause sei, wie lange er wegbliebe? Und daß die Wohnung von morgen ab leer sei, hatte ihm das harmlose Mädchen selbst gesagt.

Es war das einzige, was man vergessen hatte, ihm aufzutragen, ehe man auf Reisen ging. Man hatte an die Blumen auf dem Balkon und die Motten gedacht, an die Schlüssel der Wohnung, an die Teppiche, an alles. Nur eins hatte man vergessen: das Telephon, und daß niemand Auskunft geben sollte, daß die Wohnung drei Wochen lang unbewacht und leer sei.

Der Jüngling zu Mehlem.

Von Wilhelm Schäfer.

In Mehlem starb ein Amtmann, der eine Tochter von solcher Schönheit hinterließ, daß ihr die reichen Freier von Bonn bis Linz mit Wagen und mit Kähnen vors Haus gefahren kamen. Sie aber fand Gefallen an einem armen Schreinersohn, der sie von Herzen liebte. Als sie dann Hochzeit machen wollten, begleitete sie der Jüngling durch den Kottenforst, der damals noch berüchtigt war, zu ihrer Tante in der Eifel, von wo sie noch am selben Tag weiter zog, in andern Dörfern die übrigen Verwandten zu ihrer Hochzeit einzuladen. Der junge Bräutigam unterdessen ging den Weg allein nach Hause und kam zum Abend in den Kottenforst, da hörte er ein Weib gräulich um Hilfe schreien und ging der Stimme herzu, bis er sie fand. Sie wimmerte nur noch und atmete kaum mehr; doch trug er sie auf seinen Schultern ins nächste Dorf zurück, wo er in tiefer Dunkelheit mit ihr ankam. Es fand sich, daß sie schon gestorben war an einem Schlag, der ihr das ganze Gesicht zerschmettert hatte, so daß sie nicht mehr kenntlich war. Weil er Blutspuren an den Händen und Kleidern hatte, hielt man ihn fest im Dorf, bis ihm von seiner Heimat guter Leumund käme. Nun wollte es sein Mißgeschick, daß schon am nächsten Morgen ein reicher Schöffensohn aus Mehlem die Straße ritt, den sie im Dorf gut kannten. Der hatte die Amtmannstochter selber gewollt und lenkte aus Haß Verdacht auf seinen Nebenbuhler, daß er mit seiner Braut am Morgen in den Kottenforst gezogen wäre und sie aus Eifersucht ermordet hätte; auch wollte er die Amtmannstochter noch aus der Leiche kennen. Einmal in solcher Anklage, gebracht es nicht an Zeugen, die ihm böswillten; und als nach vierzehn Tagen seine Braut noch nicht zu Hause war, trotzdem der Hochzeitstag anbrach, auch die meisten von den Verwandten kamen, und keiner wußte, wo sie wäre — zumal die Zeiten nicht danach standen, daß man sich Sorgen um gerechtes Urteil machte — geschah es, daß der Jüngling eines Morgens an den Galgen mußte. Als er nun auf der Leiter stand, die Schlinge um den Hals, da durfte er kein Armenjünderwort noch sagen und sprach mit fester Stimme zu dem Volk, daß sie an seinem Todestag, wenn seine Unschuld sich erweise, in Mehlem die Glocken läuten und die Bäcker mit Brot und Wein bewirten sollten, damit sie jedem Fremden, der nach der Sitte frage, von solchem Unrecht sprechen müßten.

So starb der Schreinersohn unschuldig den bittren Tod am Galgen; nach einer Woche aber brachten sie die Braut zurück in einem Wagen. Sie war weit in der Eifel todtkrank geworden bei Verwandten, an die niemand denken konnte; die hatten zwar einen Boten hergeschickt, dem aber war der Weg zu weit geworden, sodaß er seinen Lohn als Schelm einsteckte. Gramvoll fiel sie von neuem in ihre Krankheit und ging, noch kaum zum zweitenmal genesen, nach Nonnenwerth ins Kloster. Einen Teil von ihrem Geld aber bestimmte sie vorher, die letzte Bitte des Gehetzten zu erfüllen. Davon hört man noch heute in Mehlem jedes Frühjahr; die Glocken läuten einen ganzen Tag, ob es noch in den Fasten oder schon Ostern gewesen ist.

Scherz und Spott

Ganz modern.

„In welchem Stil hat denn der Janßen seine Villa bauen lassen?“

„Kann ich nicht sagen — nur soviel weiß ich, sie ist von A bis Z auf Kredit gebaut!“

„Aha, also im pompejanischen Stil!“ (Mustete)